

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 245.

Freitag, 8. September

1933.

Lutz sucht Braut für seinen Vater!

Roman von HANS HEUER

9. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten).

Lutz blickte flüchtig hinauf und nickte seinem Vater zu.

„Geht in Ordnung!“ hieß das in seiner Sprache.

Dann war er mit zwei Säcken am Parkplatz seines eigenen Wagens, sprang hinein und ratterte fünf Sekunden später schon in derselben Richtung davon.

Anton Eggebrecht hatte inzwischen wenigstens den Gebrauch seiner Glieder zurückerlangt und wollte ebenfalls die Stufen hinabhaften.

Und blieb wie angewurzelt stehen.

Der Mann, mit dem die Dame im Wagen gesprochen hatte, wandte sich um und Anton Eggebrecht sein Gesicht zu.

Der alte Herr unterdrückte mit Mühe einen Ausruf der Verblüffung.

Der Mann, der da unten stand, war der geheimnisvolle Besucher, der sich als Interessent für die Münzsammlung bezeichnete und — Lutzens Meinung nach — das Terrain hatte sondieren wollen! Das also war der Verbrecher, mit dem die Unbekannte zusammen arbeitete, unter dessen Einfluß sie stand, dem zuliebe sie in fremde Wohnungen einbrach!

Ein schmales, energisches Gesicht, braungebrannt von der Sonne. Eine schlante Gestalt mit lässigen Bewegungen und überlegenem Kraftbewußtsein!

Und sofort war in Anton Eggebrecht wieder der Entschluß da, diesem gewissenlosen Menschen das arme Mädel zu entreißen, sie zu befreien aus den Klauen dieses Verbrechers, der sicher nur seine physische Überlegenheit ausnützte, sie zu den Schandtatzen zu zwingen und selbst die Früchte ihrer Handlungsweise zu genießen!

Der Fremde schritt an der Terrasse vorbei.

Anton Eggebrechts Plan war schon gefaßt.

Angstlich darauf bedacht, sich zu verbergen, stieg er die Treppe hinab.

Er mußte den Verbrecher verfolgen! Mußte herausbekommen, wohin der Kerl ging!

Ein Mann kam ihm nachgelaufen und rief ihn an.

„Verzeihung, Herr . . . die Zeche . . .“

„Berührt blickte Anton Eggebrecht auf.“

„Zeche? Was heißt . . . Zeche?“

Er fieberte vor Aufregung. Hier hielt ihn ein Mensch auf . . . und dort entfernte sich der Verbrecher, den es im Auge zu behalten galt, immer mehr.

„Fünf Mark achtzig, bitte, für Kaffee und Kuchen!“

„Ich habe doch keinen Kuchen gegessen!“ protestierte Anton Eggebrecht, mit seinen Gedanken ganz wo anders.

„Aber der andere Herr . . .“

„Ach so . . . naja, die Zeche! Warum sagen Sie denn das nicht gleich! Die Zeche zahle ich selbstverständlich!“

Anton Eggebrechts Stimme zitterte. Alles an ihm flog

vor Ungeduld. „Immer zahle ich die Zeche, verstanden? Ich habe noch nie die Zeche nicht bezahlt . . .“

„Entschuldigen der Herr, das wollte ich ja damit nicht . . .“

„Hier!“ Anton Eggebrecht drückte ihm hastig einen Zehnmarkschein in die Hand und laufte weiter, bevor ihm der Kellner herausgeben konnte.

Grinsend steckte jener das Geld ein und machte noch einige Verbeugungen, ohne sich durch die Tatsache stören zu lassen, daß der, dem sie galten, längst nicht mehr zu sehen war.

Anton Eggebrecht hatte nur einen flüchtigen Blick nach der andern Seite geworfen. Von den beiden Autos war nicht einmal mehr eine Staubwolke da.

Der Fremde aber verschwand gerade um die Ecke der Straße.

Und Anton Eggebrecht verfolgte ihn. Verfolgte ihn durch die alleartigen Straßen des Berliner Villenvororts Wannsee.

Anton Eggebrecht war im tiefsten Grunde seines Wesens eine glückliche Natur. Alles, was er tat, tat er ganz impulsiv. Wenn er dabei manchmal ein bißchen übers Ziel hinauschoß und trotz seiner grauen Haare hin und wieder eine kleine Dummheit machte, so lag das eben in seinem Charakter begründet, gegen den ja bekanntlich — oder angeblich — kein Mensch ankämpfen kann.

Er bildete sich in diesen Minuten ein, ein Meister in der Verfolgung eines Menschen zu sein.

Seine etwas behäbige Gestalt drückte sich mit der Geschäftlichkeit eines immerhin ein wenig angejohrten Siouxindianers an den Zäunen der Vorgärten entlang. Gewiß, das alles hatte einen leis komischen Anstrich . . . aber die Wichtigkeit der Mission, die er sich gestellt, ließ das nicht zur Geltung kommen.

Und Anton Eggebrecht fand Gefallen an der Situation. Zehn Jahre Erlebnislosigkeit — so lange war seine Frau tot — schaffen Unternehmungsgeist, wenn einmal „drauf ankommt“ und umgeben solche Handlungen mit dem beglückenden Schimmer der Romantik verfloßener Jahrzehnte.

Der Fremde ging zwanzig, dreißig Meter vor ihm. Ahnungslos natürlich. Das sagte sich Anton Eggebrecht zu seiner eigenen Beruhigung.

Flüchtig dachte er an Lutz, der mit seinem Wägelchen hinter dem Opfer her war. Und Lutz, der Teufelskerl, würde . . .

Naja, und wenn nicht, dann ließ er selbst sich wenigstens nicht abschütteln und würde beweisen, daß auch er noch das Zeug in sich hatte, Entscheidungen zu erkämpfen. Mehr jedenfalls, als der großnäsige Detektiv Alois Meltau, der von Verbrecherkellern und Gaunerbanden phantasierte und in Wirklichkeit garnichts wußte!

Jetzt bog der Fremde um die Ecke in die Königsallee ein.

Anton Eggebrecht sauste mit der Geschwindigkeit eines nicht mehr ganz jugendlichen Wiesels hinterdrein, wollte ebenfalls um die Ecke biegen und prallte plötzlich höchst ungsanft mit einem Menschen zusammen. So ungsanft, daß er das Gleichgewicht verlor und sich mit dem Körperteil, der sonst sich nur in weichen Sesseln richtig wohl fühlt, auf das harte Straßenpflaster setzte.

Da sah Anton Eggebrecht und starrte den andern an. Es war der Fremde.

Um dessen Lippen zuckte ein niederträchtig spöttisches Lächeln, das Anton Eggebrecht in Wut brachte. Mit einer bei ihm ganz ungewohnten Behemung sprang er auf und schoß auf den Feind los.

„Nicht genug, daß Sie mich . . .“

„Was wollen Sie denn eigentlich von mir?“ unterbrach ihn der Fremde mit einer impertinent ruhigen Stimme. „Sie verfolgen mich da . . .“

Anton Eggebrecht schnappte nach Luft. Und während dieser erzwungenen Ruhepause arbeitete sein Gehirn frampfhaft, suchte eine Idee, wie er diesen gefährlichen Verbrecher zur Strecke bringen konnte, ohne das Mädel zu gefährden. Diplomatisch muß man vorgehen, sagte er sich, muß so tun, als ob . . .

„Ich verfolge Sie, Herr?“ rief er entrüstet, wie nur ein Mensch entrüstet sein kann, der kein Recht dazu hat, es zu sein. „Sie bilden sich ein, ich verfolge Sie? Sie wollen mir also das . . . das . . . Sie wollen mir verbieten, hier zu gehen? Zu gehen, wo es mir paßt? Und nicht nur das, Sie legen sich in den Hinterhalt und springen mich von da aus an, als ich ahnungslos . . . absolut ahnungslos um die Ecke biege! Und Sie wollen . . .“

„Für einen harmlosen Spaziergänger hatten Sie es aber bemerkenswert eilig . . .“

„Wer sagt Ihnen, daß ich ein harmloser Spaziergänger bin? Wenn ich es eilig habe, geht Sie das doch garnichts an!“ Während er das rief, mit der Miene des empörten Biedermannes, dachte er verzweifelt: „Der richtige Weg ist das auch nicht. Wenn ich so tue, als hätte ich nichts mit ihm gemein, komme ich doch nicht ans Ziel!“

Da half ihm der Fremde:

„Wenn wir uns nicht zufällig kennen würden, hätte das Theater, das Sie hier aufführen, ja noch einige Berechtigung . . .“

Sofort hatte Anton Eggebrecht ein:

„Stimmt, wir kennen uns! Wir kennen uns sogar sehr genau . . .“

„Nun, so genau wohl wiederum nicht!“

„Doch, sehr genau! Sie waren vor einigen Tagen bei mir und wollten meine Münzsammlung kaufen! Und drei Tage später wurde mir diese Sammlung mitten in der Nacht gestohlen!“

„Mir ist nicht ganz klar, was ich damit zu tun habe!“ meinte der Unbekannte sehr kühl.

„Mir eben auch nicht! Und darum möchte ich es von Ihnen wissen!“

„Von mir? Ich glaube, Herr, Sie sind an die falsche Adresse geraten!“

Diese Hartnäckigkeit, mit der der Verbrecher den Unschuldengel mimte, brachte Anton Eggebrecht erneut in Harnisch.

„Falsche Adresse, sooo? Und wie reimt sich diese falsche Adresse mit der Tatsache zusammen, daß Sie eben mit der Dame sprachen, die die Münzsammlung in der Nacht aus meiner Wohnung holte?“

Der Fremde blickte Anton Eggebrecht einen Augenblick lang überrascht an und sagte dann mit einer aufreizend ruhigen Stimme:

„Ich rate Ihnen, Herr Eggebrecht, sich doch einmal auf Ihren Geisteszustand untersuchen zu lassen! Es gibt Fälle, in denen . . .“

Anton Eggebrecht schrie:

„Sie werfen mir Geistesgestörtheit vor? Sie — mir? Das geht denn doch über die Hutshür! Sie erkennen das Terrain, schiden dann Ihre . . .“

Ihre Komplizin vor, verleiten Sie zum Diebstahl . . . und jetzt wollen Sie . . .“

Plötzlich sah Anton Eggebrecht eine braune, kräftige Hand vor sich. Diese Hand faßte mit der immer gleichen überlegenen Ruhe seinen Kockausschlag und zog den alten Herrn näher heran. Und als der Fremde nun sprach, konnte man deutlich aus der Stimme ein unangenehmes Drohen heraushören.

„Ich weiß nicht, was Sie da für Unsinn schwagen, Herr Eggebrecht! Aber es ist besser, Sie hüten Ihre Zunge ein wenig! Was Sie da eben sagen, scheinen Sie geträumt zu haben!“

Anton Eggebrecht sah sich um. Gar zu gern hätte er jetzt einen Menschen als Rückhalt in der Nähe gehabt. Weit und breit war in der stillen, vornehmen Allee jedoch kein lebendes Wesen zu sehen.

„Und die Münzsammlung, die tatsächlich weg ist?“ wagte er zu widersprechen. „Und die Dame, die ich auf frischer Tat ertappte? Die mich mit meinem eigenen Revolver bedrohte? Das war die Dame, die in dem Auto saß, die davongefahren ist . . . und die mein Sohn jetzt verfolgt!“

Die braune Hand ließ Anton Eggebrecht los. Der Mann sah ihn einen Augenblick lang noch verständnislos an, dann ging über sein schmales, interessantes Gesicht ein Schimmer des Begreifens.

Und was Anton Eggebrecht nie für möglich gehalten hätte: Der Mann lachte! Lachte ein helles, jugenhaftes Lachen, das den alten Herrn völlig irritierte.

Machte im selben Moment kehrt und schoß mit der Schnelligkeit eines Weltrekordmannes im Hundertmeterlauf die Allee hinunter, verschwand in einem der Billengebäude vierzig, fünfzig Meter weiter unten . . . Anton Eggebrecht hörte eine Gartentür knallend ins Schloß krachen — und wußte nicht, was das alles bedeuten sollte.

Stand konsterniert und starrte der Richtung nach, in der der Fremde versunken war, gewann die Fähigkeit des Denkens zurück und hatte als erstes den Einfall: zur nächsten Polizeiwache laufen, den Mann verhaften lassen! Seine Flucht eben bewies zur Genüge, daß er schuldig war!

Hm . . . naja . . . Polizei. Gut und schön. Immerhin war es nicht ausgeschlossen, daß Lukens Jagd trotz aller Unwahrscheinlichkeit Erfolg hatte, vielleicht fing Luß das junge Mädchen und brachte es im Triumph angehleppt . . . und wenn dann die Polizei die Hand im Spiele hatte . . .

Man brauchte sich ja nichts mehr vorzumachen: Man war in das junge Mädel bis über beide Ohren verliebt! Und Verliebtheit mit siebenundfünfzig Jahren ist etwas ganz anderes als beispielsweise diese Gefühlsbewegung im Alter von dreißig Jahren!

Anton Eggebrecht setzte sich in Trab und folgte dem Flüchtling.

Vorerst wollte er sich einmal das Haus aus der Nähe betrachten, in dem der Kerl verschwunden war. Wenn er hier wohnte . . . hm! ein Dieb, ein Verbrecher, der eine Villa in der Königsallee in Wannsee bewohnt . . .

Anton Eggebrecht hatte das Haus noch nicht ganz erreicht, als plötzlich ein Gartentor aufgerissen wurde . . . eine Autohupe sirente schrill . . . ein Wagen kam herausgeschossen, bog rechts ab und jagte sofort in polizeiwidrigem Tempo davon.

Anton Eggebrechts Blick lief ratlos hinterher. Deutlich hatte er am Steuer des Wagens den Mann erkannt, mit dem er eben den Zusammenstoß hatte.

Und wußte nun überhaupt nicht mehr, was er von der ganzen Geschichte halten sollte.

Das Mädel fährt in einem fabelhaften Wagen am „Haus am See“ vorbei und sitzt am Steuerrad wie eine kleine Fürstin, der der halbe Erdteil Europa gehört. Ihr Komplize rast in einem ebenso fabelhaften Wagen an ihm vorüber, aus einem Haus heraus, das wie ein kleiner Palast wirkt — da werde ein anderer klug!

(Fortsetzung folgt.)

Die Wette ums Reich.

Skizze von M. A. von Büttendorff-München.

Ein weicher Sommerwind trieb rundgeballte glänzend-weiße Wollfäden über den leuchtend blauen Himmel dahin, rauschte in der Krone des uralten Riesenbaumes in Bos' Garten neben dem Haus und kräuselte auf dem träge fließenden Keimkanal vor dem Fenster winzige Wellchen. Am Fenstertisch saß der blutjunge Student im schwarzen Samtrod und sah grübelnd dem weißgrauen Rauchgewölk nach, das er aus seiner langen Pfeife in die Sommerluft hinausqualmte. Dann blickte er nach der Uhr und fuhr sich durch den dichten dunkelblonden Haarschopf. „Eine Viertelstunde warte ich noch“, nahm er sich vor, „und wenn Coffin bis dahin nicht da ist“, geh' ich weg!“ Aber da sah er ihn schon über die Brücke kommen, und gleich darauf stand der Amerikaner vor ihm und verbogte sich lachend und mit komisch übertriebener Höflichkeit: „Habe ich dich im Studium des Corpus juris gestört? Du bist ja ganz vergraben in deine Bücher!“ Es war weit und breit kein Buch zu sehen, und der Student lachte ärgerlich auf. „Geh' zum Teufel mit deinen Büchern! Sag' lieber, was es Neues gibt!“

Coffin zog die roten Brauen hoch. „In der „Hanovera“ spuln greuliche Gerüchte über „Achilleus, den Unverwundbaren“, auch „Kind“ genannt. Nämlich: Du hast auf der Straße geraucht, hast eine Boulette auf die Straße geworfen und das „für die Gesellschaften der Studierenden vorgeschriebene Regulativ“ auch sonst mehrmals überschritten. Ubrigens sagte mir Gustav Scharlach neulich einen großen Ausspruch von dir, der gut zu alledem paßt. Du hättest behauptet, du würdest entweder der größte Lump oder der erste Mann Preußens! Stimmt das?“

Der blonde Student antwortete nicht. Aber sein schmales Knabengesicht mit der trohig vorgeschobenen Unterlippe sah auf einmal mit einem seltsam verlorenen Ausdruck auf den blauen Sommerhimmel vor dem Fenster. Und wie ein leuchtender Widerschein der Himmelsbläue strahlte es aus seinen großen Augen, als er sich nun dem Freund zuwandte und lächelnd sagte: „Natürlich! Ich weiß genau, daß mir eines von beiden bestimmt ist!“ Coffin blickte nachdenklich vor sich hin. „Dann glaub' ich schon eher an den ersten Mann Preußens, wenn sie dich auch noch den „tollen Bismarck“ nennen und nicht ohne Grund. Aber dann wünsche ich dir auch, daß bis dahin euer Reich einig ist, sonst dürftest du der erste Mann Preußens nicht viel Freude erleben in dem Musterlager eurer Kleinstaaten!“

„In fünfundzwanzig Jahren ist Deutschland einig!“ sagte der Student ruhig. Coffin lachte schallend auf. „Oho, nur lachte! Daran ist ja nicht zu denken!“ — „Weshalb nicht?“ — „Wetten wir, Bismarck, wetten wir!“ — „Weinetwegen!“ — Coffin klopfte erregt und eifrig mit dem Zeigefingerknöchel auf den Tisch. „Also es gilt! Wir wetten um fünfundzwanzig Flaschen Champagner, ob Deutschland in fünfundzwanzig Jahren einig ist oder nicht. Du bist für einig, ich für nicht einig. Und wer verloren hat, muß zum anderen übers Meer kommen!“ Ernsthaft nickte der Student. „Gut, es soll gelten!“ Und mit einem festen Handschlag bekräftigte er sein Versprechen. —

Grau und düster lastete der Himmel über der heiteren Mainstadt. Die Fenster Scheiben entlang perlten Regentropfen, fanden sich und trennten sich wieder in feinverästelten Spuren. Der Bundestagsgesandte, den Arm um seine feine zarte Frau geschlungen, sah gedankenverloren in das glitzernde Tropfenpiel. Jählich suchten ihre dunklen Augen seinen Blick. Aber sie schwieg, bis er selbst seine Gedanken unterbrach. „Weißt du, mein Herz, daß ich heute eigentlich in Amerika sein sollte?“ — Ein helles Rot flog über die weißen Wangen der jungen Frau. „Wollten sie dich gar übers Meer schicken, Otto?“ — Der blonde Rede schüttelte den Kopf. „Nein, das nicht. Aber ich habe heute vor fünfundzwanzig Jahren mit Coffin, dem Amerikaner, gewettet, daß binnen einem Vierteljahrhundert das Deutsche Reich einig sein werde. Doch die Spanne war zu kurz, und ich habe verloren. So müßte ich denn, wie wir es einander gelobten, heute bei ihm in Amerika sein und Champagner mit ihm trinken. Und ich hätte die Wette ausgetragen, aber als ich mich vor kurzem nach Coffin erkundigte, da war er tot. — Wer heißt auch Coffin?“ fügte er halb lächelnd hinzu. „Coffin bedeutet auf deutsch Satz. Da steht der Satz ja immer hinter einem, wenn man so einen Namen hat!“

Liebevoll strich die kleine Frau über seine kraftvolle, schöne Hand. „Nun ist's nicht heute, so gewinnst du die Wette ein andermal. Darum ist mir nicht bange!“ Da flammten die Augen des Mannes heiß auf. „Wenn nichts sicher ist auf dieser Erde, Johanna, das ist sicher, daß mein Wort von damals wahr wird!“ —

Vierzehn Jahre später, an einem frostigen Vorfrühlings-

abend in Versailles, nach einem Tag voller Unrast und Arbeit, saß der Gründer des Reichs mit ein paar Getreuen am Ramin, sah den weißgrauen Rauchwölkchen seiner Zigarre nach und genoß in bequidem Behagen die Stille dieser Stunde. Da kam ihm denn auf einmal die Erinnerung an die Wette zurück, die er vor neununddreißig Jahren in der Studentebude am Bos'schen Garten in Göttingen mit dem rotblonden Amerikaner geschlossen hatte. Wieder sah er den blauen Sommerhimmel mit den glänzenden Wollfäden vor sich, und wieder hörte er Coffin sagen: „Dann glaub' ich schon eher an den ersten Mann Preußens!“ Niemand störte ihn in seinen Gedanken, allein die Stille um ihn brachte ihn zum Erzählen. Und mit einem seinen Erinnerungslächeln berichtete er nun die Geschichte von seiner Wette. „Eigentlich war die Wette reichlich kühn für einen so blutjungen Fuchs“, schloß er behaglich weiterqualmend, „aber das Wertwürdigste dabei ist, daß ich damals schon den Gedanken und die Hoffnung gehabt haben muß, die jetzt mit Gottes Hilfe wahr geworden ist, obwohl ich seinerzeit mit den Verbindungen, die das wollten, nur im Gesehtszustande verkehrte!“

Das Hausgeipenst.

Skizze von Herbert Schefler.

„Ich habe nun meine Entlassung vom Ministerium in Berlin und eine abermalige Gratifikation von 150 Thalern zur Rückreise erhalten und bin in diesem Augenblick ein freier Mensch mit etwa 400 Scudi barem Geld. Wenn das Wetter gut und ich gesund geworden sein werde, so gehe ich zuerst nach Neapel. — Ich gehe jetzt mit der Idee um, eine italienische Oper zu schreiben.“ So notiert der noch nicht ganz sechsundzwanzigjährige deutsche Musikant Otto Nicolai am 9. Mai 1836 in sein römisches Tagebuch. Zwei Jahre hat er die Organistenstelle bei der königlich preussischen Gesandtschaft in Rom innegehabt, zu der ihn Friedrich Wilhelm III. berief, damit er die Kirchenmusik an der Quelle studieren könnte. Aber es ist ihm sauer geworden mit der Zeit. Der Herr Geheimrat von Bunsen, sein Charakter in allen Ehren, will sich seine Meinung in musikalischen Dingen nicht rauben lassen, auch wenn sie falsch ist; mit dem Herrn Gesandtschaftspräbiger ist man auch schon aneinander geraten; jeder Sekretär will schließlich etwas mitzureden haben — das soll ein anderer aushalten. Aber es spricht da noch ein zweiter Grund mit, den man vorläufig für sich behalten muß. Nämlich: dieser ewige Drill auf die geistliche Musik, wo um einen herum die Melodien Donizettis, Bellinis, Rossinis tanzen und schwärmen, wo man von Mozart träumt und seinen großen, reinen Weg ein wenig nachlassen möchte, wo man das Theater liebt, das Theater mit seiner schimmernden Unwahrscheinlichkeit ...

Mit solchen Gedanken sitzt Otto Nicolai, von den Italienern seiner kleinen Statur wegen Masstro Nicolino genannt, in der Postkutsche, die am Abend des 2. Juli 1836 nach Norden rollt. Nicht nach Süden, nicht nach Neapel, Bologna soll das nächste Ziel sein, dann Piacenza und Mailand, und wenn es sich irgend machen läßt, wird es über die Alpen gehen, um in Warschau die Mutter zu besuchen. Eine kleine Zwischenstation ist in Macerata eingelegt, wo sich Mrs. Watts mit ihrer Tochter Katarina anständig gemacht hat. Nicolai lernte die beiden Damen in Rom kennen, und als sie in ihr neues Domizil abfahren, haben sie ihn eingeladen. Es wird ein ungefährlicher Aufenthalt werden; Mrs. Watts ist eine Matrone guten alten Stils, Katarina schon über die Dreißig hinaus, beide Damen überbieten an Wohl-erzogenheit alles, was der deutsche Musikant bisher erlebt hat. Aber sie sind ihm auf ihre feine und etwas fremde Art herzlich zugetan, und da er seiner schlechten Gesundheit wegen die Reise nach Bologna sowieso nicht in einem Satz machen möchte, kommt die Unterbrechung in Macerata gerade gelegen. Vielleicht hat sich sogar ein Konzert einrichten lassen, das wäre als Aufbesserung der Kasse sehr zu wünschen.

Am 4. Juli abends ist Nicolai in Macerata. Das Dienstmädchen von Mrs. Watts wartet schon an der Post, damit der Besuch sich nicht verläuft. Es klappt alles vortrefflich, man empfängt ihn mit der betannten wohlhabenden Freundlichkeit, man speist und plaudert. Aus dem Konzert wird allerdings nichts, eröffnen ihm die Damen, die Jahreszeit ist zu ungünstig, alles lebt auf den Landstößen zerstreut und läßt sich schwer zusammenbringen. Aber vielleicht kann der Masstro ein wenig komponieren, seine Gesundheit wiederherstellen, die heißeste Zeit vorüberlassen? Wenn er Lust hat, so steht ihm für die nächsten Wochen ein Zimmer zur Verfügung, abends mag hin und wieder musiziert werden. Katarina stellt dem Gast ihre Sprachkenntnisse zur Verfügung, der Gast der Hausdame seine musikalischen. So, im täglichen Austausch der Talente und Interessen, läßt sich für alle Teile Gutes erwarten.

Es ist schon spät, als Nicolai endlich auf sein Zimmer kommt, Todmüde vom Reisen und Sprechen kann er sich gerade noch ausziehen, die Kerze löschen; dann gleitet er mit schweren, dunklen

Segeln auf das Meer des Schlafes hinaus, das heute von keinem Traum geträufelt wird.

Plötzlich wacht er auf. Irgend ein Geräusch. Wo bin ich denn? Ach so, in Maccrata, bei den Engländerinnen. War da nicht irgendwas? Er horcht. Tatsächlich: ein Geräusch, das unter dem Bett hervorkommt. Ruhig, Nicolai! Ein Räuber guckt sich seine Leute an, ein Räuber legt sich nicht einem armen Aufsitmenschen unters Bett. Aber was sonst? Es kratzt und rutscht so verdächtig ... Als ob ein Räuber kratzt und rutscht, Nicolai. Dann mühte er schon Leibschmerzen bekommen haben, der Kerl. Also mach' jetzt keine Scherze, bitte, du müßt zuerst die Kerze anzünden, dann raus aus dem Bett, damit du die Tür in der Nähe hast. Eins, zwei, drei ... los!

Die Kerze brennt, Nicolai sieht im Hemd an der Tür und wartet auf die Enthüllung des Räufels. Jetzt ist wieder alles still. "Willst du da endlich vorkommen!" ruft er halb laut, jetzt schon wütend über die Geheintuerei. Unter dem Bett rappelt sich etwas auf. Ein Hund liegt darunter.

Mit einiger Anstrengung röhrt Nicolai das Tier unter dem Bett hervor. Einen alten schwarzen Pudel, der kaum noch Haare und Zähne hat, einen hinternden, dumpf riechenden Hundekopf, dessen Schwanzquaste baltunde Schatten an die Wand wirft. Gespenstisch steht das brüchige Tier wie ein Menetekel des Verfalls mitten in der Stube, reglos, als ob es im Stehen weiter-schliefe. Auch Nicolai rührt sich nicht, er hat Freundschaft oder Feindschaft erwartet, aber nicht dieses stumpfe Dastehen, diese Ratlosigkeit eines Wesens, das sich im Leben nicht mehr zurechtfindet, weil es eigentlich schon tot sein sollte. Es ist ganz still im Zimmer, nur die Kerze weht, als ob der Schein in eine bessere Welt aufsteigen möchte.

Endlich, nach langen, langen Sekunden, die mühsam vom Rande der Zeit abtropfen, ermannt sich Nicolai. Er öffnet die Tür und befördert den Pudel hinaus. Dann schließt er ab, atmet auf, geht zum Fenster und röhrt die Läden auf. Das schöne italienische Land, das unter dem Mond zu fluten scheint, und die von einem leisen Wind aufgetauchte Luft bringen ihn wieder zur Besinnung, zur Ruhe. Ich lebe, denkt er, ich will leben, ich will arbeiten, ich will eine Oper schreiben. Du da oben hinter deinem sprühenden Himmel: gib mir die Kraft, etwas Gutes und Neues zu leisten.

Die Sonne ist schon hoch gestiegen, als Nicolai aufwacht, klar und glücklich, wie ein Geretteter. Er macht sich fertig, geht zu den Damen hinunter. Als er in den Vorraum der Loggia tritt, die das Mädchen ihm angewiesen hat, sieht er Mrs. Watts draußen in einem Sessel sitzen, und auf ihrem Schoß liegt, von der beringten Hand liebevoll gestreichelt, der Pudel. Nicolai bleibt stehen, ein deutliches Unbehagen überkommt ihn. Da sieht er, wie die Engländerin sich über das Tier beugt und auf den Kopf, gerade zwischen die Ohren, einen Kuss drückt. Ist es zu glauben? Diese Frau, in allen Fragen der Erziehung und des Anstandes die Empfindlichkeit selbst, überfeinert und fast schon müde vor gewahrter Klasse, küßt ihren uralten, unsauberen Köter, als wenn es ein Entelkind wäre! Die Klasse, an irgend einer Grenze, muß wohl umschlagen und ihre Überzüchtung in einem Atavismus rächen.

Nicolai blieb die verabredete Zeit in Maccrata, aber er war oft düster und unwillig, was die Damen auf seinen angegriffenen Gesundheitszustand schoben. Zum Komponieren kam er nicht; gegen die englische Sprache war er fast persönlich gereizt; die musikalischen Vorktionen, die er Katarina erteilte, hielt er nur mühsam durch, weil er die Talentlosigkeit seiner Schülerin wie eine tägliche Strafe empfand. Und der Pudel? Er trottete weiter durch das Haus, zahlos und trostlos, ein abgestandener Wespist. Man darf vermuten, daß Luzifer ihn nach der wohlgelungenen Bewirtung des jungen Nicolai aus dem Außendienst zurückgezogen hat.

Neue Bücher

* „Des deutschen Dichters Sendung in der Gegenwart.“ Herausgegeben von Hochschulprofessor Dr. Heinz Kindermann. Mit einem Geleitwort von Staatskommissar Hans Hinkel. (Philipp Reclam jr., Verlagsbuchhandlung, Leipzig.) Mit mutigen und kraftvollen Worten grüßt der Lenker des Kampfbundes für deutsche Kultur, Staatskommissar Hinkel, den Kreis der volksbewußten Dichter, den der Danziger Literaturhistoriker Prof. Dr. Kindermann zu solchem Bekenntnis um sich zu scharen vermochte. Und es sind mit die besten unter den führenden deutschen Gegenwartsdichtern, die hier das Wort ergreifen. Vom siebzigjährigen Hermann Stehr bis zur dreißigjährigen Ruth Schaumann: ein farbiges Bild deutschen Dichterglaubens! Die Reifen und Abgekürzten, etwa Stehr, Paul Ernst und Wilhelm Schäfer, suchen aus dem ganzen Reichtum ihres Innern den Weg zu einem neuen Deutschland.

Dagegen wühlten die großen geistigen Kämpfer aus der Mittelgeneration, etwa Hans Grimm und Jakob Schaffner, Carossa und Günzler, Kolbenheyer, Sarnecki und H. A. Schröder, Meschendorfer und Fehler, Smelin, Hohlbaum und Wiehert, die ganze Fülle der Probleme auf, die uns bedrängen und doch glücklich machen; die uns an dieser Zeitenwende auf die Probe stellen und die uns mitreißen in den verheißungsvollen Zukunftsweg unseres Volkes. Die Jungen aber: Blund und Jost, Reuschle und Schaumeder, Wehner und Billinger, Menzel und Auerdes, Dwinger und Waggerl, Schreyvogel und Rulh Schaumann, sie alle begleiteten den Sturmtritt der Nation mit dem Geist des Überzeugten, des Zuversichtlich-Sieghaften.

* „Meyers Lexikon“, 7. Auflage in vollständig neuer Bearbeitung, Band XIV (Zweiter Ergänzungsband), Engler-Laibach. (Verlag Bibliographisches Institut, AG, Leipzig.) Es ist gewiß nicht leicht, gegenwärtig, wo alles in rasendem Flusse ist, zu einem Lexikon eine Ergänzung zu schaffen. Um so mehr muß man es bewundern, wenn sogar die jüngsten Gelehrnisse schon in einem Nachschlagewerk zu lesen sind, das doch immerhin Wochen braucht, um bearbeitet, gedruckt und gebunden zu werden. Alle Hochachtung daher vor der Schriftleitung, die die Europäischen Konferenzen bis Lausanne und Genf, Frankreichs Gegenwarts-geschichte bis über die letzten Wahlen hinaus, und sogar die Lebensschicksale bekannter Persönlichkeiten bis heute dargestellt hat: sei es Hindenburg oder Hitler, Herriot oder Krupskaja, Greta Garbo oder Strati. Was wissen Sie über die tatalanische Separatistenbewegung, über irische Literatur in englischer Sprache, über Gandharafunk, Imagismus, Fliegarbeit, Fernsehen, Kernphysik und Korrosion? Sie sehen, das ist keine überflüssige Ergänzung toten Wissensstoffes, sondern eine Zusammenballung aller Errungenschaften und Erkenntnisse unserer Zeit! Wo das Wort zur Erklärung nicht ausreicht, da findet man klare technische Zeichnungen, Tafeln mit instruktiven Photos, übersichtliche Karten und prächtvolle Farbendrucke. Wohl zum erstenmal sind hier die deutschen Gerichtstrachten dargestellt; kein anderes Lexikon bietet solche Wunder der Farbensönheit, wie wir sie auf den Tafeln der modernen Glasmalerei, der Kolibris, der Keramit finden.

* Maurice Paléologue: „Alexandra Feodorowna“. Der Roman der letzten Zarin. (Universitas, Deutsche Verlags-AG, Berlin W. 50.) Paléologue hat in den entscheidenden Jahren als Botschafter Frankreichs am russischen Hof gewirkt, er begegnete der Zarin in wichtigen Augenblicken ihres Lebens. Er weiß über das seltsame Leben Alexandras, über ihre leidvolle Mutterschaft und über ihr grauenvolles Ende mehr, als ein bloßer kühler Diplomat wissen könnte. Es gelingt ihm, diese Lebensgeschichte spannend und ergreifend wie einen Roman zu gestalten.

* „Deutsche Heil- und Wildpflanzen.“ Von Wilhelm Benzler. Ein gemeinverständliches Gebrauchswerk zum Erkennen und zur Förderung des Sammelns der häufigsten in Deutschland wild wachsenden Heil- und Nutzpflanzen mit Angabe ihrer Verwertung. (Französische Verlagshandlung, Stuttgart.) Was auf Wiesen und Feldern, an Hängen und Rainen blüht und wuchert, das sind nicht nur Blumen zur Freude des Wanderers, das ist nicht nur Unkraut und Plage, nein, das sind vielfach Kräuter von wenig oder fast unbekanntem, aber darum nicht minder wertvollem Heilwert. Nicht weniger als 50 Millionen Mark gibt Deutschland jährlich für die Einfuhr von ausländischen Heilkräutern aus, von Heilkräutern, die vielfach nicht minder wirksam auch der deutsche Boden trägt, die aber nur vereinzelt gekannt, nur vereinzelt gesammelt und verwertet werden. Nach den Anleitungen dieses Buches und den beigegebenen, sehr exakt ausgeführten Bildern kann man alle Heilpflanzen genau kennenlernen. Weiter findet man hier alle die genauen Anleitungen zum richtigen Sammeln, zum Trocknen und nicht zuletzt auch die Angaben über den Verkauf (Preisstand!) und das Verwenden der Heilpflanzen.

* „Kartenlesen.“ Die Ein- und Bierzentimeterkarte. Von Andreas Staub. 54 Seiten mit Karten-Anhang. (Französische Verlagshandlung, Stuttgart.) Der jüngst erschienene Band der bei der Französischen Verlagshandlung herauskommenden neuen „Rucksack-Bücherei“ ist dem Kartenlesen gewidmet. Vom Maßstab, von Zeichen und Schriften der Karte, von der Geländedarstellung, von der Benützung des Planzeigers findet man hier alles klar und deutlich, prägnant und erschöpfend. Aber die Vorbereitung von Fahrt, Lager- und Geländetamp in Hand einer topographischen Karte, vom Zurechtfinden im Gelände und endlich auch von dem, was man an geschichtlichen und aktuellen Einzelheiten in der Karte lesen kann, ist hier alles gesagt.